

12.06.2015 15:10

„Statt schnell zu helfen, wird gefeilscht“

Sein Schiff ist seetüchtig: Der Flensburger **Militärdekan Michael Gmelch** war einen Monat lang mit dem Einsatzgruppenversorger „Berlin“ im Mittelmeer unterwegs, um die zu retten, deren völlig überfüllte Boote bereits am Kentern sind. „Menschen fischen“, sagt er. Mit der „Tagespost“ sprach der 57-jährige Seelsorger über seine Erfahrungen an Bord. Von Anna Sophia Hofmeister

Militärdekan Gmelch, Sie sind auf dem Einsatzgruppenversorger „Berlin“ vor Ort: Wie beschreiben Sie die Lage für Flüchtlinge im Mittelmeerraum?

Über 170 000 Flüchtlinge verließen letztes Jahr über das Mittelmeer ihre Länder. Rund 3 000 kamen dabei um. Diese Zahlen zeigen uns nur einen Bruchteil der Menschen, die jährlich aufbrechen und es schaffen, lebend über die europäischen Grenzen zu kommen. Sie halten in Containern auf Lastwagen durch die Wüste aus, schlagen sich auf Schleichwegen zu Fuß durch oder reisen als Touristen getarnt ein. In Flüchtlingslagern in Libyen und Syrien sind zahllose Menschen im Standby-Modus und warten auf eine Fluchtmöglichkeit. Das Mittelmeer ist zu einem Massengrab geworden. Darauf hat schon Papst Franziskus bei seinem Besuch auf der Insel Lampedusa (2013) hingewiesen. Das Geschäft der Menschenschleuser ist milliarden schwer. Die Vereinten Nationen betrachten die derzeitige Situation als die größte Flüchtlingskrise seit dem Zweiten Weltkrieg. 40 000 Flüchtlinge sind allein im vergangenen Jahr von Handelsschiffen gerettet worden. Freilich auch mit dem Effekt, dass Schleuser diesen Umstand gezielt ausnutzen. Dass die Besatzungen von Schiffen verpflichtet sind, Menschen in Seenot zu retten, steht im Seerecht. Aber Flüchtlinge in so hoher Zahl sind einfach keine Seenotlage mehr, sondern ein Massenphänomen mit einer weitreichenden nationalen und internationalen gesellschaftspolitischen Dimension.

Mit der die Politiker hoffnungslos überfordert scheinen...

Es geht hier um wesentlich mehr als um einen humanitären Einsatz. Die vielen ertrunkenen Flüchtlinge offenbaren unter anderem das klägliche Scheitern der EU-Flüchtlingspolitik. Der Grundsatz, dass politisch Verfolgte Asyl genießen, dass wegen ihrer Religion um ihr Leben fürchtende Menschen und Kriegsflüchtlinge geschützt werden müssen, gehört gleichsam zum genetischen Code einer europäischen Union, die auf den grausamen Erfahrungen zweier Weltkriege, von Flucht und Vertreibung entstanden ist. In der aktiven Umsetzung dieser Werteüberzeugung liegt jedoch eines der Probleme.

Welches?

Jean-Claude Junckers Vorschlag, die Flüchtlinge nach einem fairen Schlüssel zu verteilen, wird blockiert. Statt schnell zu helfen, wird gefeilscht. Die Staaten, die sich

sperrern, verstoßen gegen Europas Gründungsidee. Gemeinschaft heißt: gemeinsam handeln. Gerade in der Not. Europa muss auch in Zukunft ein Kontinent der Menschlichkeit sein. Menschenwürde und Menschenrechte gehören zu unseren höchsten Rechtsgütern. Darauf sind wir stolz, müssen dies jedoch auch in neuen Herausforderungen beweisen. Angesichts von Millionen von Flüchtlingen kann sich Europa nicht mehr abschotten wie bisher! Viele Mitgliedsländer der EU bevorzugen eine Politik, für die jeder abgewimmelte oder einem anderen Land aufgedrückte Flüchtling ein Gewinn ist.

Man befürchtet meist einen Missbrauch allzu williger Hilfsbereitschaft...

Natürlich: IS-Terroristen könnten, getarnt als Flüchtlinge, das Vehikel des Bootes benutzen, um illegal einzureisen. Ein Beispiel ist der in Sizilien als Flüchtling registrierte mutmaßliche Attentäter auf das Bardo-Museum in Tunis. Die Ängste der Italiener sind verständlich, dass mit den Migrantenbooten nicht nur „echte“ Flüchtlinge ins Land kommen, sondern auch Terroristen, organisierte Kriminelle und extremistische Elemente. Mit Rettung allein ist es nicht getan. Viele der Flüchtlinge sind krank. Manche haben schlecht verheilte Wunden. Mitunter stammen sie von einer Nierenentnahme – so versuchen sie, die Überfahrt zu finanzieren. Auch Junkies und Drogenabhängige sind darunter. Wie geht es mit ihnen weiter? Wo werden sie hingeschickt? Welche Zukunft haben sie dort?

Welche Flüchtlinge sind Ihnen bei Ihrem Einsatz begegnet?

Die Flüchtlinge erzählten, sie kämen etwa aus Eritrea, Guinea, Äthiopien, Nigeria, Elfenbeinküste, Mali, Sambia, Senegal, Libyen, Niger. Ob das immer der Wahrheit entspricht, ist fraglich. Viele haben keine Papiere dabei: Ausweise und Pässe liegen längst auf dem Meeresgrund, um die wahre Herkunft zu verschleiern. Die Absicht ist, nicht einfach wieder zurückgeschickt zu werden, weil die Gründe für Asyl möglicherweise nicht hinreichend sind. Die an Bord genommenen Personen waren relativ jung. Verwandte, Bekannte, Freunde zuhause haben viel Geld gegeben, um dem einen oder der anderen mit der Flucht ein besseres Leben zu ermöglichen, als in einem heruntergekommenen Winkel eines zerfallenden afrikanischen Staates mit Terror, Krieg und Verfolgung überleben zu müssen.

Seit Anfang Juni laufen in Rom Planungen der EU für einen Militäreinsatz gegen Schleuserbanden. Wie beurteilen Sie eine solche Maßnahme?

Die Mission mit dem Kürzel „EUNAVFOR Med“ soll dem skrupellosen Treiben der Schlepperbanden ein Ende setzen. Mit einem robusten UN-Mandat – das allerdings noch aussteht – für einen Einsatz bis hinein in das Hoheitsgebiet von Libyen, soll ein militärisches Vorgehen gegen Schleuserbanden ermöglicht werden. Im Endeffekt sollen die Boote gezielt zerstört werden, bevor die Migranten an Bord gehen. Umfragen zeigen, dass die Mehrheit der Deutschen einen Militäreinsatz gegen Schleuser und Boote befürwortet. Die Frage ist, aus welchen Gründen. Auf eine einfache Formel gebracht hieße es: Keine Schlepper und keine Boote ist gleich keine Flüchtlinge mehr. Und vor allem keine, um deren Aufnahme und Integration man sich hierzulande kümmern müsste. Damit hätte man sich einer Auseinandersetzung mit einer komplexen und dramatischen Problematik elegant entzogen. Man müsste sich darüber hinaus auch nicht mit den Ursachen beschäftigen, die Menschen dazu veranlassen, lieber das Risiko des Sterbens auf See und einer ungewissen Zukunft in

welchem Aufnahmeland auch immer – schlimmstenfalls ihr eigenes, in das sie wieder zurückgeschickt werden könnten – auf sich zu nehmen, als zuhause zu bleiben.

Kann die EU denn so verhindern, dass weitere Flüchtlinge kommen?

Der Erfolg des militärischen Eingreifens ist unsicher. Schlepperbanden sind oft mit gut ausgerüsteten islamistischen libyschen Milizen oder anderen kriminellen Organisationen verbündet. Diese werden der Liquidierung eines lukrativen Geschäftes nicht tatenlos zusehen und womöglich gegen Soldaten mit Waffengewalt vorgehen. Ein Militäreinsatz wird auch wohl nicht verhindern können, dass Flüchtlinge und das Geschäft mit ihnen andere Wege finden. Außerdem besteht die Gefahr, dass sich die Schleusermafia der Flüchtlinge als Geiseln bedient oder als menschliche Schutzschilde benutzt. Militärisches Eingreifen mit unbemannten Drohnen oder Kampfjets, die potenzielle Fluchtboote zerstören sollen, bergen stets ein immenses Risiko: dass Unschuldige ums Leben kommen. Woran identifiziert man in einem Hafen oder an einem Strand ein leeres Boot als ein potenzielles Flüchtlingsboot? Die Zahl der Flüchtlinge wird weiter steigen und das Retten und Ertrinken wird weitergehen.

Was schlagen Sie vor?

Menschen, die vor Krieg und Terror fliehen, brauchen ein Obdach in Europa. Das sind wir ihnen schuldig. Schleppern muss die Geschäftsgrundlage entzogen werden, unter anderem dadurch, dass man legale Wege eröffnet. Es ist richtig, was Amnesty International und das Bischöfliche Hilfswerk Misereor dazu sagen: „Solange es zu wenig legale Wege für Asyl- und Schutzsuchende in die EU gibt, wird sich die Nachfrage nach illegalen Wegen auch weiterhin ihr Angebot suchen.“ Nachhaltig kann das Problem nur dadurch angegangen werden, dass man sich auf der Ebene der EU auf eine gemeinsame Einwanderungspolitik und eine als gerechter empfundene Verteilung von Flüchtlingen, Asylsuchenden und Wirtschaftsmigranten einigt. Außerdem braucht es ein gemeinsames Vorgehen zusammen mit den afrikanischen und nahöstlichen Ländern, um Fluchtursachen wirksam zu bekämpfen. Solange dies nicht geschieht, versucht man nur die Symptome der Flüchtlingsdramatik zu lindern. Ertrinkende Menschen aus dem Meer zu fischen ist humanitär und immer richtig. Und die, die das tun, haben das Gefühl, etwas Wichtiges und Richtiges getan zu haben. Aber es kann immer nur eine Notfallmaßnahme sein.

Sie haben die Marinesoldaten als Menschenfischer bezeichnet. Hat ihr Einsatz für Sie einen theologischen Hintergrund?

Das Meer hat jenseits seiner touristischen (Erholung), ökonomischen (Fischfang) und kulturell-ästhetischen (Romantik, Dichtung, Malerei) Bedeutung auch eine zutiefst existenzielle. Es ist Symbol für das Abgründige, das Tiefe, Dunkle und Verschlingende. Letztlich für Untergang, Ertrinken, Schiffbruch und Tod. Als seine ersten Jünger beruft Jesus – nicht rein zufällig, weil etwa gerade keine anderen da waren, sondern bewusst und gewollt – Fischer. Leute, die mit Netzen und Booten umgehen und die um das potenziell Bedrohlich-Tödliche dieses Elements wissen. Der Auftrag an sie lautet: „Ich werde euch zu Menschenfischern machen“ (Mt 4,19). Relativ schnell hat man diese Texte, die gleichsam die Ouvertüre zum öffentlichen Handeln Jesu bilden, spiritualisiert. Menschen zu fischen bedeute, „Heiden“ für den christlichen Glauben zu gewinnen. Neue Mitglieder für die Kirche zu rekrutieren. Zu

missionieren, zu taufen, zu konvertieren. Einmal „gefischt“ fanden sich die Gläubigen in einem engmaschig gestrickten Netz an moralischen, ethischen, kirchenrechtlichen Geboten wieder. Religionspädagogisch wird dieses Motiv in naiver Weise gerne gebraucht. Oft findet man bei Erstkommunionfeiern oder Tauffeiern in der Kirche ein Bild mit einem Netz und vielen Fischen darin, die die Namen der Kinder tragen. Abgesehen davon, dass dies eine ziemlich makabre Instrumentalisierung des Menschenfischerauftrages ist – was können die armen Fische schon dafür, wenn sie in ein unsichtbares Netz hineingeraten und als Beute an Land gezogen werden –, trifft es mitnichten die Grundintention Jesu im Blick auf seine eigene Mission und die der Jünger. Es geht ihm in erster Linie nicht um Mitgliederwerbung oder um spiritualisierte Frömmigkeit ohne Handlungsbezug, sondern darum, angesichts vieler tödlicher Bedrohungen der Menschen – dafür steht ja das Meer – umzudenken (meta-noiete). Es geht darum, Situationen, wo der Mensch und das Menschliche auf der Strecke bleiben, als zutiefst theologische zu begreifen. Das Reich Gottes ist hier nahe! Darin steckt der Impuls, aktiv zu werden und alles zu tun, die Betroffenen mit dem Netz der Barmherzigkeit aus eben diesen Bedingungen herauszufischen, die sie hinunterziehen und vernichten können. Am Ende, beim Kommen des Menschensohnes, wird der Fokus genau auf dieses Handeln gerichtet: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu Essen gegeben, ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben, ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,35).

Und das tut derzeit auch die Deutsche Marine?

Genau dies. Soldaten werden zu Menschenfischern. Anders kann man dies nicht bezeichnen. Plötzlich gewinnt das Evangelium für mich eine ungeahnte Aktualität. Die Kriegsschiffe fahren tage- und nächtelang in einem Seegebiet nördlich der Küste Libyens dorthin, wo die Routen der Flüchtlinge verlaufen. Sie lassen Sicherungsnetze herunter, Rettungsinseln und Rettungsschwimmer, um die in Seenot Geratenen vor dem Ertrinken zu bewahren. Sie geben ihnen zu essen und zu trinken, heißen sie willkommen. Zunächst sind die Geretteten in Sicherheit. Die Frage ist nur: Wie lange? Die große Herausforderung an die Länder Europas wird – wie gesagt – sein, ob und wie wir die vielen Fremden und Obdachlosen aufnehmen. Darin wird sich, zumindest für jene, denen christliche Werte noch etwas gelten, zeigen, was sie von der größeren Gerechtigkeit im Sinne der Barmherzigkeit verstanden haben. Darin liegt der Gradmesser einer Frömmigkeit, die im Sinne Jesu eine andere sein muss als die Vorschriftenmentalität der Pharisäer und Schriftgelehrten. Insofern die christlichen Kirchen, Gemeinden und Initiativen begreifen, wie eminent theologisch die aktuelle Situation ist, und in welcher dichter Weise das Reich Gottes darin anwesend ist, werden sie sich in den dazu erforderlichen gesellschaftlichen Prozess einschalten und sich in ihrer vom Evangelium zugemuteten Funktion als Menschenfischer zu Anwälten der nicht nur auf dem Meer, sondern auch in ihren Ursprungsländern bedrohten Menschen machen. Dazu passt, dass Papst Franziskus das kommende Jahr als Heiliges Jahr der Barmherzigkeit ausgerufen hat. Es wird deutlich, auf welchen unterschiedlichen und komplexen Ebenen sie sich zu bewähren hat und welcher Netzwerke es für ihr Gelingen bedarf.

Das heißt aber auch, Humanität darf nicht blauäugig sein?

Ja, ungeachtet der Tatsache, dass man Menschen in Seenot helfen muss, darf man die Augen nicht vor dem Gesamtpaket der Flüchtlingsthematik verschließen. Naive Betroffenheitssentimentalität nach Gutmenschenart ist hier wenig zielführend.

Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist kurzatmige Naivität und gießt Öl ins Feuer der Populisten („Wir können schließlich ja nicht ganz Afrika bei uns aufnehmen!“). Eine gerechtere Verteilung der Flüchtlingsquoten, bei der alle Mitgliedstaaten der EU mitmachen, ist Voraussetzung für alles Weitere. Für eine großzügigere Aufnahme von Flüchtlingen in akuten Notsituationen und eine neue Regelung für legale Migranten. Um barmherziger sein zu können, muss die EU zugleich härter auftreten und für mehr Gerechtigkeit untereinander sorgen.

Befinden wir uns in einer Zwickmühle?

Es gibt Dilemmata, aus denen man weder unschuldig noch sauber herauskommt. Manchmal ist die Abwägung der Handlungsspielräume und die Wahl des geringsten Übels schon ein erster Schritt. Die Frage, ob man eine humanitäre Katastrophe mit militärischen Mitteln beantworten kann, führt mitten hinein in die ethischen und politischen Gemengelagen, die schon den Anfang eines Nachdenkens über die Flüchtlingsproblematik begleiten. Es ist richtig, dass die Schlepper bei ihrem Geschäft zynisch mit der Seenotrettung kalkulieren. Je mehr Schiffe die EU-Länder ins Mittelmeer schicken, umso geringer wird das Risiko des Transits und umso kräftiger wachsen die Gewinne. Der Einsatz von Soldaten konfrontiert uns aber mit der brisanten Fragestellung, wie stark Europa beispielsweise ins Libysche Chaos hinein intervenieren soll. Es wird deutlich: Es braucht eine umfassende Strategie. Gut gemeinte Schnellschüsse und populistische Parolen bieten keine Lösung. Was im Süden geschieht, ist eine Herausforderung für alle geworden.

Alle Rechte vorbehalten.
Vervielfältigung nur mit schriftlicher Genehmigung